



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

Moriz von Sachsen, aufgeführt. — Für Herrn Holbein. — Der Schutzverein für entlassene Sträflinge. — Nothwendigkeit einer Gefängnisreform. — Nikolai und die philharmonischen Concerte. — Saphir's fünfzigster Geburtstag. —

Moriz von Sachsen ist nun wirklich zum Benefize der Regie im Hofburgtheater über die Bretter geschritten mit demjenigen Beifall, den ich in meinem letzten Schreiben diesem Stücke prophezeit hatte. Als Drama hat es wenig Erfolg errungen, wohl aber als Tendenzstück, und in diesem Artikel läßt sich hier noch viel thun. Ein hiesiger Kritiker nennt es eine illustrierte Zeitung mit historischen Holzschnitten, und in der That scheint der Dialog aus den Zeitungsspalten, die Personen aber der deutschen Geschichte entnommen zu sein. An diesem unversöhnten Dualismus von Wort und Namen leidet das Ganze. Kaum glaubt einmal der Zuschauer in den kirchlichen und politischen Zerwürfnissen des sechzehnten Jahrhunderts zu leben, so sieht er auch schon wieder den politischen Sängler mit seinen Rheinliedsphrasen auf die Bühne stürzen, und alle Illusion ist verschwunden. Der Moriz hat zu viel in den Gedichten von Herwegh, Freiligrath und Prutz gelesen, und an manchen Stellen glaubt man wirklich, er strebe nicht nach dem sächsischen Kurhut, sondern nach der aufgeblühten (?) Pension des Nikolaus Becker in Köln; seine Aeußerungen schmecken gar zu oft nach Toastsprüchen und Zweckessensreden, und der Egoist wirft fortwährend mit Worten umher, die im grellsten Widerspruch mit der kalten Berechnung und dem eisigen Indifferentismus seiner Handlungen stehen. Uebersieht man die Mängel der Charakteristik, wie es zum Theil auch das Publicum that, so bleibt noch viel des Guten übrig. Aus dem ersten Aufzuge zumal weht der frische Odem deutschen Geschichtslebens, und der Dichter verstand es vortrefflich, uns ohne Umschweife in den Mittelpunkt der Zeit zu stellen. Großes Gelächter erregte die Scene, wo der Narr Kunz von Rosenberg erstochen wird und im Tode jubelt, daß die Feinde sich geirrt und nur ihn umgebracht und nicht den Kaiser, der bereits entflohen; dieser Grad von Loyalität befremdet heutzutage selbst an einem Hofnarren. Eine schöne Intention leuchtet aus der Figur der Elisa-

beth von Nothliß, die hier leider sehr schlecht repräsentirt ward. Wie die mahnende Ahnfrau des sächsischen Hauses schreitet sie geisterhaft durch das Drama und weist darauf hin, daß dieser Stamm nur in der Hut des neuen Geistes wachsen und gedeihen könne, und nimmermehr bei einem Anschluß an die spanische Politik. Die Folgezeit hat es bewiesen, daß bloß die beiden Extreme blühen können und Preußen dadurch eine europäische Großmacht wurde, weil es die Interessen des von den sächsischen Fürsten vernachlässigten Protestantismus zu den seinigen machte. Prutz wurde einstimmig gerufen.

Die Wahl dieses Stückes sowohl, als auch die allbekannten Bemühungen des Herrn von Holbein, die hiesige Hofbühne den modernen Dramatikern trotz mancher Hindernisse aufzuschließen, widerlegen wohl am besten die albernen Gerüchte, welche in der jüngsten Zeit in fremden Journalen ausgestreut wurden. Welcher Verständige möchte im Ernste glauben, Herr von Holbein könne zu dem Recensenten K..... gesagt haben: Und wären Sie selbst Schiller oder Shakspeare, Ihre Stücke würden gleichwohl bei der in ihnen ausgesprochenen Gesinnung nicht gegeben werden? — Gewisse Herren können sich ja, wenn sie anders wirklich so rachelustig sind, an dem Hofburgtheater nicht empfindlicher rächen, als wenn sie ihre zurückgewiesenen Producte andern Bühnen zuwenden.

In diesen Tagen wurde die zweite Generalversammlung des Schutzvereins für entlassene Sträflinge abgehalten, wobei sich ungefähr sechshundert Personen einfanden, worunter auch eine beträchtliche Anzahl Damen. Der Leiter des Vereins, der Regierungsrath Graf Barth-Barthenheim eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Rede, worauf der Rath des Appellationsgerichtes Baron Pratobewera in einer gedrängten Abhandlung das Verfahren, den Geschäftsgang und die Leistungen der Vereinsthätigkeit historisch entwickelte. Interessant sind die Ergebnisse dieses Geschäftsberichtes, insofern sie sich auf die angestellten Besserungsversuche beziehen; der Verein hatte bis jetzt siebenundsechzig Schützlinge unter seine Obhut genommen, von denen zwölf sich eigenmächtig dem Schutze wieder entzogen, während die andern mehr oder minder die Bahn der Reue und eines gebesserten Wandels einschlugen. Bezeichnend ist es, daß die zwölf Ungebefferten durchweg dem jugendlichen Alter angehören und jener Klasse lieberlicher Dirnen, die in Begleitung der berühmten Strichbuben ihr schändliches Handwerk ausüben. Daraus kann man sich die Nothwendigkeit einer radicalen Gefängnisreform in Oesterreich ableiten, denn die Gefängnisse sind hier wirklich in einem Zustande, der noch Vieles zu wünschen übrig läßt, und doch wäre das Gefängniswesen gerade diejenige Seite, wo Sparsamkeit am wenigsten lohnend scheint, denn die gesparten Tausende müssen durch wachsende Ansprüche an die Kasse der Justizverwaltung auf eine andere Weise ausgegeben werden. Das unlängst

von dem Dr. Würth herausgegebene Reisewerk über das Gefängnißwesen der westlichen Staaten liefert so viel gutes Material zu dieser dringend nothwendigen Reform, daß man nur wünschen muß, man möchte es recht bald zum Frommen hiesiger Zustände benutzen. Nach den Hindernissen zu schließen, die den Vorlesungen des genannten jungen Gelehrten im juridisch-politischen Leseverein über Gefängnißkunde in den Weg gelegt wurden, scheint man freilich noch weit davon, denn es ist ja, als wollte man die Erkenntniß des mangelhaften Zustandes in weiteren Kreisen nicht verbreiten. Wäre man schon in Bereitschaft, so käme eine kritische Beleuchtung der Gefängnißfrage nicht unwillkommen, sondern sehr gelegen und würde gleichsam als Rechtfertigung der Reform dienen. Insolange die Unvollkommenheit der Gefängnisse keine Verfolgung des Besserungszweckes schon während der Haft möglich macht, wird die Wirksamkeit des Vereins stets einen gar mächtigen Gegner haben, wenn sie nicht selbst die Aufgabe des Gefängnisses zu der ihrigen macht und nicht nur auf Unterbringung, sondern auch auf das sittliche Wohl der entlassenen Sträflinge hinarbeitet. Darum wurde auf Vorschlag des Dr. Hyn beschlossen, für jugendliche Verbrecher bestimmte Rettungshäuser zu gründen. Der Juwelier Rozet, der die Kassengeschäfte des Vereins besorgt, lieferte die Ausweise der Geldkräfte, welche bedeutend erstarkt sind; am Schluß des Jahres 1844 besaß derselbe einen Baarvorrath von 11,564 Gulden und 2630 Gulden in Staatsobligationen. Auf den Auftrag des Baron Commaruga, Mitglied der k. k. Gesetzgebungs-Hofkommission, votirte die Versammlung dem thätigen Vorstand, Graf Barthenheim, eine Dankadresse, und zugleich wurde beschlossen, jetzt, da sich das junge Institut bereits consolidirt, das Protectorat einem Gliede der kaiserlichen Familie anzubieten.

Der als Hoftheaterkapellmeister an der hiesigen Opernbühne angestellte Componist Nikolai, welcher früher einige Jahre in Italien verlebte, wo er der Freundschaft und des Schutzes des Herzogs Doria genoß, erfreut sich seit einiger Zeit einer ganz besondern Aufmerksamkeit von Seite seines preussischen Vaterlandes, so daß das Gerücht geht, als werde er mit tausend Thaler Gehalt als Domkapellmeister nach Berlin gehen. Nikolai leitete bei der Jubiläumsfeier der Albertina zu Königsberg die musikalischen Festlichkeiten und soll sich durch seine geistlichen Compositionen die Theilnahme des Unterrichtsministers erworben haben, wie er denn auch bald darauf den rothen Adlerorden erhielt. Jetzt hat ihm die Stadt Königsberg gleichfalls ein Geschenk gemacht durch Uebersendung eines silbernen Taktstockes, der mit goldenen Lorbeeren umwunden und dessen Griff mit Emblemen der Tonkunst und dem Stadtwappen geschmückt ist. Nikolai hat sich um die hiesigen Kunstzustände durch die Stiftung der philharmonischen Concerte vielfach verdient gemacht. Abgesehen davon, daß das Orchester

des Hofopertheaters, welches Nikolai zu Gebote steht und das auch Guhr in seinen Reisebriefen enthusiastisch gelobt hat, Beethoven, Spohr u. s. w. weit besser zu executiren im Stande ist, als die Dilettanten der Concerts spirituels, in welche, trotz der Tüchtigkeit des Vorstandes, des Baron Lannoy, keine Einheit zu bringen ist, strömt auch den philharmonischen Concerten ein zahlreicheres und eleganteres Auditorium zu und kann daher mehr für die Heranbildung des Publicums, für großartige Musikschöpfungen wirken, als jene. Nikolai, dessen Abgang ein Verlust für Wien wäre, scheint indeß auch für Berlin verloren, sobald das Nervenfieber, an dem er schwer darniederliegt, keine günstige Krisis herbeiführt. — Die Verehrer des Herrn Saphir haben den fünfzigsten Geburtstag des geistreichen Humoristen durch ein glänzendes Souper im Casino gefeiert, bei dem es sehr munter herging. Saphir hielt eine sehr witzige Gegenrede und trank aus dem ihm als Ehrengeschenk überreichten Silberpokal auf das Wohl der Versammlung, die es an Toasten und Impromptus nicht fehlen ließ. Besonders zeichnete sich die in Versen abgefaßte Anklage gegen Saphir, einen falschen Fünfziger producirt zu haben, die Herr Goldschmied recht launig vortrug, aus. Es bezog sich dieser artige Schwank auf den Umstand, daß Herr Saphir, in Unkenntniß über sein eignes Geburtsjahr, schon im verwichenen Jahre der Meinung war, sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet zu haben. — Im Hofburgtheater soll eine Novität im Anzuge sein, das Product eines hiesigen Dichters, Moshammer, welche den Titel führt: „Dooaker in Italien“ und trotz seines antiken Stoffes mit großen, farbenbunten Deutschlandsblumen durchwebt sein soll. Nationalität und Freiheit scheinen mit einem Male in unsern Schauspielhäusern untergebracht zu werden, allein wir fürchten, daß man sie dort wie auf einer Festung halten und nicht in's öffentliche Leben der Stadt kommen lassen werde.

II.

Aus Berlin.

Der brandenburgische Landtag und der rheinische. — Nekrolog des Localvereins; die Sittlichkeit der Damen-Vereine; ehret die Frauen! — Vertheilungsschrift der Seehandlung. — Dambach tobt! — Dambach und Eschsch. — Opernhausbewegung. — Das Urbild des Tartüffe und Hoppé.

Der brandenburgische Landtag ist wenig geeignet, Hoffnungen zu erwecken. Unsere „uckermärkischen Granden“ sind zwar berathend zusammengekommen, aber man sieht nicht, daß aus ihren Berathungen etwas werden könnte und ihre landständische Tracht ist am Ende das einzig Auffallende, was uns an ihnen in Berlin begegnet. Eine Petition um Reichsstände, zu der die Berliner sich in diesem Jahre merkwürdiger Weise angegriffen haben, ist von diesen treuen, loyalen Granden, schon ehe sie in den Landtag gekommen, beseitigt worden

Grenzboten, 1843. I.

und ein Verlangen Berlins nach einer stärkeren Vertretung im Landtage, ist geradewegs durchgefallen, denn bekanntlich stehen sich auf dem Landtage die verschiedenen ständischen Interessen gegenüber und das ritterschaftliche wird sich also niemals darauf einlassen, das städtische zu verstärken. So ist Berlin mit seinen politischen Interessen jetzt namentlich auf die ständischen Ereignisse im Rheinland hingewiesen und, ob auch die Staatszeitung es verschmäht, die Schaper'sche Eröffnungsrede und den bekannten, in einer charakteristischen Debatte angenommenen Adressentwurf mitzutheilen, die Berliner sehen doch recht gut, was in den Rheinlanden vorgeht und haben dadurch, wenn's weiter nichts wäre, wenigstens einen Stoff für die Conditoreiunterhaltung gefunden.

Die politische Auflösung der Versammlungen im Hôtel d'Europe hat der Bewegung, welche durch den Localverein hervorgerufen worden, so ziemlich ein Ende gemacht. Zwar beschäftigt sich das provisorische Comité noch mit der Eingabe der Vereinsstatuten an die Regierung, aber die ganze Frage hat ihren populären Grund und Boden verloren und 16 Mann berittener Gensdarmen haben hingereicht, den Status quo zu erhalten. Im Grund ist auch wenig daran gelegen, ob der Localverein sich constituirt, oder ob er sich nicht constituirt. Der Zweck, von dem er soviel Lebens gemacht hat, würde ihm immer ein unerreicher bleiben, und zu den vielen bürokratischen Formen, welche unser Leben überwachen und bevormunden, wäre nur noch eine neue, eben so unerblickliche Bürokratie hinzugekommen. Man will dem Armen nicht einmal mehr gestatten, daß er auf seine Faust hungere. Es sollte dies nur unter gehöriger Aufsicht geschehen. Mag er also sterben, der Localverein, da ihm kein Raum gestattet worden zu nützen. Das Gute, was er gebracht hat, war durchaus theoretisch. Während die Männer einsehen, daß eine Umgestaltung unserer socialen Zustände innerhalb des preussischen Staates nicht möglich sei, scheinen unsere Frauen sich auf diesem Gebiete versuchen zu wollen. Die geistreichen Berlinerinnen hatten früher einmal den Plan, das Weib im Orient sittlich zu heben und zu diesem Zweck Emissäre in die Harems abzusenden, aber es wurde Nichts daraus; später beschäftigten sich diejenigen, welche kühn genug waren, in der Behandlung eines solchen Stoffes noch keinen Fleck für ihre Sittlichkeit zu sehen, mit einem projectirten Transport der Berliner Freudennädchen nach Bandiemenland. Da nun aber die Staatsbehörde die hiesigen Bordelle doch fortbestehen lassen will, so wird auch aus diesem eifrig verfolgten Plane Nichts, und um unseren Frauen, die sich nun einmal für das allgemeine Beste aufopfern wollen, doch wenigstens einen Kreis für ihr edelmüthiges Wirken zu gewinnen, haben sich die Gemahlinnen dreier hiesiger Minister an die Spitze eines Vereines gestellt, welcher beabsichtigt, armen Wö-

nerinnen Hilfe und Unterstützung zu gewähren. Dieser neue Verein ist aber von einer so strengen Sittlichkeit, daß es beschlossen worden, unverheiratheten Schwangeren durchaus keine Wohlthat des Vereins zukommen zu lassen. Wenn wir einen solchen ernstesten Charakter in unserer Frauenwelt wahrnehmen, so darf es uns durchaus nicht Wunder nehmen, wenn Hebbel's geniales bürgerliches Trauerspiel „Marie Magdalena“ auf unserer Bühne nicht zur Darstellung gebracht wird, denn die Heldin dieses Stückes befindet sich, obwohl unverheirathet, in jenem interessanten Zustande, den unsere Damen außerhalb der Ehe für ein Verbrechen ansehen, welches weder des wirklichen noch dramatischen Mitleids werth ist. Ehret die Frauen!

Die Königl. Seehandlung, schon seit langer Zeit den heftigsten Angriffen von Seiten des gewerbetreibenden Publicums ausgesetzt, hat endlich ihre Vertheidigungsschrift erscheinen lassen. Obgleich in der Kabinettsordre, welche derselben vorangeht, gesagt wird, daß Se. Majestät sich durch die bei einem Theile der Gewerbetreibenden mehrfach laut gewordene Mißstimmung gegen die Seehandlung, durch diese „hauptsächlich auf Unkenntniß der Verhältnisse beruhenden Anfeindungen“ zu einer Hemmung der wohlthätigen Wirksamkeit des Instituts nicht bewogen finde, so wird schließlich doch versichert und zwar „im eignen Interesse der Seehandlung,“ daß in Zukunft keine neuen Fabrikanlagen weiter von derselben unternommen werden sollen. Auf diese Art werden in Preußen der öffentlichen Meinung einige kleine Concessionen gemacht! Man verwahrt vor allen Dingen das bureaukratische Besserwissen, gibt der öffentlichen Meinung eine Ohrfeige, indem man ihr Unkenntniß der Verhältnisse vorwirft, macht ihr schließlich aber doch eine Concession, zwar, wird gesagt, nicht weil sie dieselbe verlangt, sondern weil irgend ein Moment innerhalb der Bureaucratie eine solche Abänderung wünschenswerth mache. Mag auch bedauert werden, daß man so wenig geneigt ist, der öffentlichen Meinung ein offenes, ehrliches Zugeständniß zu machen, so ist es doch sehr ermuthigend und hervorzuheben, daß schon unmöglich geworden, sie gänzlich zu umgehen. Auf dieser Thatsache beruhen alle Hoffnungen, welche man auf die Zukunft Preußens setzen darf, und sie mag einigermaßen über die verstimmenden Erfahrungen der Gegenwart trösten. Was die erwähnte Staatschrift selbst betrifft, so gibt sie zwar sehr viele interessante Specialien und liefert namentlich in ihrer Beilage den Beweis, mit welchem großartigen und scharfen Blicke Friedrich der Große die Landeszustände seines Volkes auffaßte, im Ganzen jedoch kann sie den Grundsatz durchaus nicht umstoßen, daß es dem Staate, als solchem, nicht zukommt, zu seinen Bürgern in ein gewerbliches, industrielles Concurrenzverhältniß zu treten, wie es durch die Seehandlung nach allen Seiten hin geschehen ist.

Das neue Jahr scheint den alternden Notabilitäten Berlin's

nicht günstig zu sein, der Tod drängt sich in ihre Reihen. Kaum hat man den phantastischen Sohn des Nordlands, Henric Steffens, dahin getragen, wo Berlin seine großen Todten begräbt, so ist auch schon eine zweite Notabilität, ganz anderer Art, verblieben, der Criminalist Dambach, das Schrecken aller Verbrecher und Politisch-Verdächtigen, der Beherrscher der Hausvoigtei. Er ist ruhiger, als der bekannte Tschoppe gestorben. Abgesehen von der Stellung, welche dieser Mann als das Werkzeug einer Gerechtigkeit einnahm, die im Stillen urtheilt und richtet, können ihm criminalistische Verdienste nicht leicht abgesprochen werden. Er war ein großes Witterungstalent auf dem Ager des Elends, des Unglücks und des Verbrechens. Mancher junge Mann, den eine politische Extravaganz auf die Hausvogtei gebracht, wird von Dambach zu erzählen wissen. Dambach's Name war in Berlin eben so populär, wie der des Polizeiraths Dunker ist, aber es war ein Name des Schreckens und, wie die Kinder den Knecht Ruprecht fürchten, so machte der Name Dambach manchen Erwachsenen zittern. Nun fürchtet ihn Niemand weiter und das Volk, welches selbst in dem protestantisch-nüchternen Berlin seine Lust an gespensterhaften Sagen nicht verlieren kann, hat bereits seinen Tod mit dem Tode Tschsch's in Verbindung gebracht und versichert, Tschsch habe in seinen letzten Momenten Dambach zugerufen, daß er ihm bald folgen solle.

Gegen unsere Theaterintendanz ist ein heftiger Sturm wegen des Billetverkaufes im Opernhause losgebrochen. Die Forderungen des Publicums gehen über das Vermögen des Herrn Künstler hinaus. Das Opernhaus ist zu klein, wenigstens für einen Andrang, wie er bis jetzt immer stattfand. Wenn aber jeder, der kein Billet erhalten, sogleich mit einem „Eingefandt“ der Vossischen Zeitung gegen die Intendanz losfährt, so wird uns dadurch eben nur der Beweis geliefert, daß in Berlin, trotz seiner beinahe 400,000 Einw. und seiner großstädtischen Anlage, noch immer einige großstädtische Elemente fehlen. Denn es ist kleinstädtisch, über das Ausbleiben eines Opernhausbillets einen solchen Lärm zu machen, wie es täglich in unseren Zeitungen geschieht. Ueber die neue Constitution könnte ja gar nicht mehr geschrien und geschrieben werden, als über den Verkauf der Opernhausbillette! — Die Ursache, daß Guskow's „Urbild des Tartüffe“ noch immer nicht aufgeführt wird, ist einzig und allein die Erkrankung des Schauspielers Hendrichs. Leider sind aber auch in diesem Lustspiel einige der schönsten und piquantesten Stellen gestrichen. — Für Morgen ist der „Faust“ von Göthe angekündigt, Hoppe wird als Mephistopheles einen sehr schweren Stand haben, da die Leistung Seidelmann's in dieser Rolle von dem hiesigen Publicum und der Kritik noch nicht vergessen ist. Um so größer aber kann auch sein Triumph sein. —

§.

III.

Aus Hamburg.

Der Heine'sche Nachlaß und Herr Dr. Halle.

Der Heine'sche Nachlaß tritt nun mehr und mehr als eine abgemachte Sache in den Hintergrund. Der Präses unsers Handelsgerichts, Herr Dr. Adolph Halle, welcher durch das Vermächtniß seines Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthume gelangt ist, hat nun auch das prachtvolle neue Haus auf dem Jungfernstieg bezogen, und der Glückliche erwartet in diesem luxuriös meublirten Hause seine endliche Bestallung als Senator. Natürlich fehlen dieser Gunst des Schicksals auch die Neider und Klätcher nicht, und die mit dem Testamente mit Recht oder Unrecht Unzufriedenen tauchen überall auf und behaupten: bloße Verstandeseigenschaften und merkantilischer Charakter seien noch nicht genügend für einen solchen Posten, die Erbschaftsangelegenheit, der Advokatenstyl und dergleichen solle nur erst in der Nähe betrachtet und geprüft werden. Doch eine solche Prüfung ist hierbei nicht zu fürchten, und der hoch- und wohlweise Rath wird wissen, wie Viel oder wie Wenig auf dergleichen Insinuationen zu geben ist. Es ist dies ein Fall, bei welchem sorgfältig zu prüfen ist, wie weit bei der Verleihung öffentlicher Stellen Rücksicht zu nehmen sei auf die sogenannte öffentliche Meinung, und ob das unter der Oberfläche hinschleichende Gemurmel denn auch wirklich schon öffentliche Meinung genannt werden kann *).

*) Dieser uns nicht ganz deutliche Brief ist uns von einem andern als unserem gewöhnlichen Corresp. eingesendet worden, und wir geben ihn nur, um an die Heine'sche Erbschafts-Angelegenheit zu erinnern, welche gar sehr der Erinnerung bedarf. Das Resultat in derselben läuft da hinaus, daß die genialste Person der ganzen Familie Heine, der einzige Heine, welcher noch mit Auszeichnung genannt werden wird, wenn die Millionen Goldstücke längst verronnen sind, in dem berufenen Testamente so gut wie leer ausgegangen, das heißt mit einem ganz kleinen Kapital abgespeist ist. Er genoß bekanntlich von seinem Oheim eine Jahresrente und es unterlag keinem vernünftigen Zweifel, daß ihm diese Rente durch das Testament des Oheims gesichert sein werde. Zu großem und allerdings bei allen Gebildeten den Testamentsabfasser ungünstigem Erstaunen fehlte diese Rente im schriftlichen Nachlasse. Wer hat das Testament aufgesetzt? war die erste Frage: wer hat in solcher unrühmlichen Weise auf den alten Herrn eingewirkt? Möglich, daß bei diesen Grörterungen im Publicum dem Einen oder dem Andern Unrecht geschehen ist. Aber natürlich war es, und die Familie kann sicher sein, daß dieser Vorwurf nicht ruhen und nicht sterben wird, so lange es deutsche Schriftsteller gibt. Diese, sie mögen Heine lieben oder hassen, müssen indignirt sein über eine Behandlung, welche selbst bei ungeheurem Vermögen das Genie der Familie abspeist wie den lästigen Bettler und die alten Tage des Dichters verächtlich dem Zufalle Preis gibt; sie müssen eine niedrige Rache der Mittelmäßigkeit dahinter suchen. Von wem sie eigentlich herrührt, diese Rache, wir wissen es nicht, wir sind von den persönlichen Verhältnissen nicht unterrichtet, wir erlauben uns auch deshalb nicht, Jemand zu begünstigen. Nur Eins

IV.

N o t i z e n.

Ein Wort Michelet's. — Prophezeiung. — Dramen und Theater; Wiesner. — Ottavio Galfagna.

— Es handelt sich um die Familie, sagt Michelet in der bereits in den Grenzboten erwähnten Schrift, um das Asyl, in welchem wir Alle, nach so vielen nutzlosen Anstrengungen, nach so vielen zerronnenen Täuschungen unser Herz ausruhen lassen möchten. Wir kommen sehr ermüdet zum häuslichen Herde. Finden wir da wirklich Ruhe? Man verheimliche es nicht: es gibt in der Familie eine ernstliche Verstimmung, die ernstlichste von allen. Wir dürfen zu unsern Müttern, zu unsern Frauen, zu unsern Töchtern von allen Gegenständen sprechen, von denen wir auch mit uns gleichgiltigen Personen reden, von Geschäften, Tagesneuigkeiten, aber ja nicht von Dingen, welche das Herz, das moralische Leben berühren, von ewigen Dingen, vom Glauben, von der Seele, von Gott! Jene Augenblicke, wo man am meisten das Bedürfniß fühlt, sich mit den Seinigen in einen gemeinschaftlichen Gedanken zu versenken, bei der Abendruhe, beim Familientische — ja wage es nur, von allen diesen Dingen ein Wort zu sprechen! Deine Mutter läßt betrübt den Kopf sinken, Deine Gattin widerspricht Dir, Deine Tochter mißbilligt Dich schweigend — sie scheinen Alle auf der einen Seite des Tisches zu sitzen und Du auf der andern, allein, ganz allein. Man möchte glauben, daß in ihrer Mitte, dir gegenüber ein unsichtbarer Mann sitzt, um Allem zu widersprechen, was Du sagst. Und wie sollten wir uns verwundern über diesen Familienzustand — unsere Frauen, unsere Töchter, sie werden erzogen und beherrscht von unsern Feinden, von den Feinden der Geistesfreiheit und der Zukunft So viele Anstalten, so viel Geld, so viele Kanzeln, um laut zu sprechen, so viele Beichtstühle, um leise zu werben, die Erziehung von zweimalhunderttausend Knaben, von sechsmalshunderttausend Mädchen, welche Macht! Und doch warum kommt Ihr nicht weiter, ihr geistlichen Männer? Ich will es Euch sagen: weil Ihr in Allem stark seid, in tausend materiellen Mitteln und Waffen, nur in Einem seid Ihr schwach — in Gott! Was ist Religion? Ihr seid zu scharfsinnig, um die Religion nur in materiellen Dingen zu suchen, in Räucherwerk und Weihwasser. Gott ist für Euch wie für uns der Gott des Geistes, der Wahrheit und der Barmherzigkeit.

wissen wir gewiß, und dies betrifft den Sohn des verstorbenen Salomon Heine, den Vetter des Dichters, Carl Heine. Wir wissen, daß ihn nicht der geringste Vorwurf treffen kann, und daß er nach wie vor den Dichter mit Liebe und Treue behandelt hat. Wir zweifeln auch nicht, daß er, was an ihm liegt, den Vorwurf der öffentlichen Stimme zu entkräften suchen wird.

D. Red.

Der Gott der Wahrheit hat sich in diesen zwei Jahrhunderten höher geoffenbart als in zehn vorangegangenen. Und durch wen war diese Offenbarung vollbracht? Nicht durch Euch, sondern durch Solche, welche Ihr Laien nennt, die aber die Priester der Wahrheit geworden sind. Ihr habt keine von den großen Entdeckungen aufzuweisen, keine von den bleibenden Arbeiten, welche die Wege der Wissenschaften bahnten. Der Gott der Barmherzigkeit, der Billigkeit, der Menschlichkeit hat uns versprochen, durch ein menschliches Recht das barbarische Recht des Mittelalters zu ersetzen. Ihr haltet es aufrecht. Euer Prinzip ist das alte ausschließende Recht, das jeden Widerspruch verdammt und den Widersprechenden zu vernichten sucht. Unser Prinzip läßt die Verschiedenheiten zu, es will nicht, daß der Gegner untergehe, es will, daß er Freund werde. Warum verkennet Ihr diesen Gott, der in unsern Tagen in Mitten der Helle der Wissenschaften, der Sanftheit der Sitte, der Billigkeit der Gesetze sich geoffenbart? Was unserer Zeit Gewicht verleiht, was sie heiligt, das ist diese gewissenhafte wissenschaftliche Thätigkeit, welche das gemeinsame Werk der Humanität vorwärts schiebt und die Arbeit der Zukunft mit Selbstaufopferung zu erleichtern strebt. Wir, wir sind die Arbeiter im Weingarten des Herrn und darum sind unsere Furchen auch gesegnet worden. Der Boden, den das Mittelalter voll Gestrüppe uns hinterließ, hat durch unsere Anstrengungen so mächtige Kehren hervorgebracht, daß sie bald den trägen Markstein verdecken, der unsern Pflug aufzuhalten gedacht. Aber weil wir Arbeiter sind, haben wir der Herzensruhe um so nöthiger, wenn wir des Abends ermüdet sind. Es muß dieser Herd wirklich unser Herd sein, dieser Tisch wirklich unser Tisch, damit nicht in unserem Hause der Streit sich erneuert, den die Wissenschaft und die Welt abgethan hat (?), daß unsere Frau, unsere Tochter uns nicht eine gelehrte Lektion und die Worte eines andern Mannes in's Ohr sage. Der Mann unserer Zeit, der Mann der Zukunft kann sein Weib nicht dem Manne der Vergangenheit abtreten. Die geistliche Leitung, die dieser ausübt, ist eine wahre Ehe, wichtiger als die andere — eine geistige Ehe.

— Der Landtagsmarschall in Schlesien soll nun mit Gewißheit preußische Verfassung, Reichsstände u. s. w. auf anno siebenundvierzig verkündigt haben. Nur hat man nicht deutlich hören können, ob er achtzehn- oder neunzehnhundert und siebenundvierzig gesagt hat. Siebenundvierzig aber jedenfalls.

— In Hamburg soll „der letzte Maure“ von Dr. Wollheim, einem Hamburger, sehr gefallen haben, eben so in Berlin Wiener's (Wiesner's?) „die Waise von Lucca.“ Wollheim wäre demnach Prophet im Vaterlande; ein in Deutschland seltenes Glück. Gukow's Stücke werden z. B. überall eher als in seiner Heimath Berlin ge-

geben, Marggraff's „Taubchen von Amsterdam“ wurde zum ersten Mal gar in St. Petersburg gespielt. Wenige wissen vielleicht, daß Wiesner, der Autor der „russisch-politischen Arithmetik,“ mit dem Dramendichter Wiener identisch ist. Von einer Reihe Dramen, die ein jeder Aufmunterung und Pflege würdiges Talent verriethen, gelang es dem sehr undiplomatischen Autor blos „Inez de Castro“ auf die Bühne zu bringen und dieses Stück hat seiner Zeit in Wien und Weimar verdientes Glück gemacht. Müde des ewigen Petitionirens und der eiteln Versprechungen sagte er, wie mancher deutsche Hamlet: „wer trüge wohl des Censors Joch, der Intendanten Herrschaft, des Mimen Stolz, der ersten Heldin Launen, den Troß des Regisseurs und all die Leiden, die uns Koulisse und Kostüm bereiten, wenn er was Besseres schaffen kann,“ und er warf sich in die publicistische Laufbahn. Vielleicht daß jetzt in einer dem Drama überhaupt günstigeren Periode seine Versuche über Berlin, Hamburg u. s. w. den Weg auf die heimische Bühne zurück finden. Oder sollte er sich durch die russisch-politische Arithmetik darin für immer verrechnet haben? Ist auch hinter den Koulissen ein Tengoborsky da?

— „Ottavio Galfagna“ heißt ein fünfactiges Trauerspiel von E. Gaillard, einem Autor, der, wie Viele, an unserem Bühnenwesen zu verzweifeln scheint, da er seine Arbeit, vor der Aufführung, drucken ließ. Und doch dünkt uns Galfagna gar nicht unaufführbar, auch die moderne Stimmung des Stückes sollte auf norddeutschen Bühnen kein Hinderniß sein. Wir hätten weniger in theatraleser als in künstlerischer Hinsicht an dem Stücke auszusetzen. Die Anlage scheint uns originell und anziehend. Ottavio erlebt aber nur eine Liebes- und Familienkatastrophe, die ihn erst zum politischen Helden machen soll, während wir nach der Exposition erwarteten, daß dieses Geschick mit der tragischen Schuld des leidenschaftlichen Patrioten zusammenhängen und von ihr ausgehen werde. Byron, der als Lord Georg in die Handlung eingreift, ist in seinem Stolz und seiner düstern Skepsis gut getroffen, obgleich die Flamme des Poeten mächtiger aus ihm leuchten dürfte; die zweite edlere Figur aber, die Wittwe Lara, tritt zu wenig aus dem Hintergrunde vor. Der Herzog von Ronzini ist ein Wüßling vom alten ordinären Schlag, so wie die Vergiftung zuletzt uns etwas abgebraucht erscheint. Die Shakspearomanie des Verfs., die den Dialog oft schwerfällig macht, ist dagegen den humoristischen Figuren sehr zu Gute gekommen. Morda und Teresa sind recht ergötliche und erbauliche Gestalten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.